FRANZ PÖGGELER · AACHEN

Behinderte in einer Freizeit- und Bildungsgesellschaft

Behinderte stellen in der Bevölkerung eine größere Gruppe dar, als viele Mitmenschen vermuten. In der Bundesrepublik Deutschland sind etwa acht Prozent der Einwohner als Behinderte amtlich registriert. Dennoch fühlen sich Behinderte im Zusammenleben oft so behandelt, als nälune man von ihrer Existenz kaum Notiz, und sie werden wie eine Minderheit behandelt, die man für extrem klein hält und die deshalb im Bewußtsein der Öffentlichkeit keine Rolle zu spielen hat. Behinderte scheinen den Ansprüchen an menschliche Normalität (was immer das sein mag) nicht gerecht zu werden, und durch Segregation meint man, sich dieser Anomalie am ehesten entledigen zu können. – Dies ist die (gewiß subjektive) Erfahrung vieler Behinderten – trotz der Beteuerung von Politikern, für Behinderte werde bestens gesorgt. In der Bevölkerung der Industriestaaten nimmt der Anteil älterer Menschen seit Jahrzehnten sichtbar zu – und mit höherem Alter auch das Ausmaß von Behinderungen. Das berechtigt zu der Feststellung: Weil *Behinderung zur Normalität des Lebens* gehört, müssen Behinderte nach den Maßen menschlicher Normalität behandelt werden. Leider ist diese Forderung noch weithin unerfüllt.

1. Die Gesellschaft und ihre Behinderten

In einer Gesellschaft, die nach Leistung und Konsum, Wohlstand und Glück strebt, werden Behinderte – sobald sie optisch als solche erkennbar werden – leicht zu *Störfaktoren*, weil das Zusammenleben mit ihnen Hilfen und Rücksichten erforderlich macht, die den Standards der Gesellschaft zuwiderlaufen, Behinderung scheint nicht nur ein Handicap dessen zu sein, der subjektiv von ihr betroffen ist, – sie bedingt auch Hindernisse im Ablauf gesellschaftlicher Lebensfunktionen, weil sie Maßnahmen erforderlich macht, die über das normale Maß hinausgehen und auf die man bei „normalem" Leben verzichten kann. Behinderung erzeugt besondere Kosten, besondere Hilfen, besondere Nachteile, und dies „Besondere" ist für viele Nichtbehinderte Abweichung von der Norm – und daher unbeliebt. Behinderten geht man gern aus dem Wege, weil ihr Phänotyp meist an Leid, Mangel und Verzicht gemahnt. Nicht sehen, hören oder sprechen können, in der Fortbewegung oder gar im Denken behindert sein: das wünscht man sich nicht. Die Abwendung von Behinderten kann Selbsttäuschung sein, denn jederzeit kann man selbst in die Rolle des Behinderten geraten.

Diese Tendenz nach Segregation und Isolation Behinderter wird offiziell zwar nicht eingestanden, aber sie wird mit direkten oder indirekten Methoden praktiziert. „Direkt" meint: Man bringt bestimmte Gruppen Behinderter in *Sondereinrichtungen* unter, wo ihnen gewiß ein guter Service geboten wird, sie zugleich jedoch aus dem regulären gesellschaftlichen Umgang herausgenommen sind und nicht störend in Erscheinung treten können. Eine Gruppe geistig behinderter Kinder, die auf einer Kirmes auch einmal Karussel fahren möchte, erregt Aufsehen, wenn nicht gar Unmut. Das Gleiche gilt für eine Gruppe Amputierter im Freibad oder am Strand. – Sozialpolitiker beteuern, für Behinderte setzten sich die öffentlichen Hände besonders großzügig durch Schaffung und Unterhalt von Sondereinrichtungen ein. Das ist richtig. Doch ist mit diesen Einrichtungen nicht selten Absonderung, Trennung von der Normalität der Gesellschaft verbunden. Die Folge ist, Behinderte müssen auf viele Annehmlichkeiten, die für Nichtbehinderte selbstverständlich sind, verzichten.

Das wiegt für sie schwerer als selbst offene oder verdeckte Diskriminierung. Diese beginnt bereits damit, daß ein Kind wegen seiner Behinderung von anderen Kindern gehänselt und bespöttelt wird und nicht begreift, weshalb ihm dies widerfährt. Es fühlt sich ja nicht schuldig. Wo es sich Kontakt und Normalität wünscht, wird es isoliert. Verdeckte Formen der Fernhaltung erfährt der Behinderte im täglichen Umgang an Stellen, an denen es der Nichtbehinderte überhaupt nicht wahrnimmt, so z. B. auf dem Bahnhof, wo der Sehbehinderte nicht die Bedienungsanweisung der Ticketautomaten lesen kann, auch nicht die Richtungs- und Fahrpläne oder die Preisangaben an den Münzautomaten; mündliche Information läßt sich oft nicht einholen. Aber auch an vielen anderen Stellen macht sich die Tendenz nach rationellem Kleindruck, die seit Jahrzehnten anhält für den Sehbehinderten unangenehm bemerkbar. – Die Hindernisse für Körperbehinderte, z. B. für Rollstuhlfahrer, werden eher begriffen und ausgemerzt; so sind im UNO-Jahr der Behinderten weltweit schiefe Ebenen an Bürgersteigen und Treppen öffentlicher Gebäude angebracht worden. Viele andere Formen der Behinderungen dagegen gerieten ins Hintertreffen. Das gilt vor allem für psychische und mentale Behinderungen. Verzichte auf Vorteile des Lebensstandards nehmen Behinderte eher in Kauf als Behinderung *gesellschaftlicher Kontakte* oder Mangel an Sensibilität von Mitmenschen für Behinderung als *Lebenshemmnis*. Der Behinderte erträgt seine Schwierigkeiten gern, wenn er sich sagt, daß andere Menschen schlimmere Arten der Behinderung auszuhalten haben. Unter Blinden ist der Sehbehinderte, unter total Gelähmten der Amputierte, aber Gehfähige der König.

2. Zur Kritik gesellschaftlicher Normalitätsstandards „Soziale Euthanasie"

Das Fehlen von spürbaren Hilfen im Zusammenleben ist für Behinderte eher erträglich als das Versagen von den *Standards gesellschaftlicher Normalität*. Für diese ist charakteristisch, daß sie Ansprüche an Leistung, Konsum, Perfektion und Harmonie stellen. Der Behinderte kann diese Ansprüche weitgehend nicht erfüllen und muß sich daher als Mängelwesen, als „halber Mensch" mit Defekten und Defiziten einschätzen. Daß im Berufsleben eine Art Kult der Leistung betrieben wird, kann man noch hinnehmen, und der Behinderte weiß, daß er auf Berufe ausweichen muß, die ihm adäquat sind. Aber schon die Leistungsnormen des Berufslebens sind oft so restriktiv, daß der Behinderte – auch bei *Hochbegabung* für seinen Beruf – erst gar *nicht* zu diesem *zugelassen* wird. So wird einem Sehbehinderten bei der amtsärztlichen Untersuchung für die Tauglichkeit zur Tätigkeit in einem Forschungsinstitut gesagt, er könne dort nicht arbeiten – wegen seiner Sehschwäche; erreicht ein Sehbehinderter dennoch in einem Gelehrtenberuf überragende Leistungen, so ist das nur unter Umgehung amtlicher Gesundheits- und Eignungskriterien möglich geworden. Daß ein Mensch mit Normalgesundheit durch soziale und ethische Verhaltensschwächen (Arbeitsscheu, Mangel an Fleiß, Oberflächlichkeit u.a.) berufliche Minderleistung zustande bringt, stört unsere Gesellschaft anscheinend weniger als körperlich Behinderung – auch wenn der Behinderte mehr leistet als mancher Normalgesunde.

In Sachen Gesundheit ist nachweisbar, wer die verlangten Standards bestimmt hat, nämlich der Staat oder die Bürokratie. In anderen Bereichen – auch in Erziehung und Freizeit – ist es letztlich *keine* amtliche Instanz, die die Standards bestimmt; diese ergeben sich aus dem gesellschaftlichen „on dit", aus dem, was „man" für normal hält. Leider ist auch von Seiten der Wissenschaften Einiges zur Schaffung von Normalitätsstandards getan worden; man denke z.B. an die Problematik des psychologischen Begriffs „Abweichendes Verhalten" oder des soziologischen Begriffs „Unvollständige Familie". Es ist – gerade aus der Sicht von Behinderung – an der Zeit, diese Begriffe zu revidieren, etwa in folgender Denkrichtung: Eine Familie ist nicht schon dann „vollständig", wenn in ihr die einzelnen familialen Rollen wie Vater-, Mutter- und Kindsein wahrgenommen werden; mitunter wird in einer als „unvollständig" geltenden Familie für Erziehung, Wertzuwendung und Hilfe mehr getan als in einer numerisch „vollständigen", wo es zwar einen Vater gibt, dieser aber in seiner Aufgabe mehr oder weniger versagt.[1] Was den Terminus „Abweichendes Verhalten" betrifft, so ist kritisch zu fragen, inwiefern er zu viel Konformität im Verhalten voraussetzt – statt Individualität und Recht auf Selbstsein. Autoritäre oder gar totalitäre Formen von Herrschaft und Erziehung haben das Unterstellen von Abweichung zum Anlaß der Benachteiligung oder gar Ausmerzung unbeliebter Gruppen genommen. Aber selbst wenn es heute nicht die rassisch oder politisch motivierte Euthanasie gibt, so gibt es doch so etwas wie eine verkappte „sozia-

le Euthanasie". Viele Behinderte wissen, was damit gemeint ist, z.B. das Nichtakzeptiertwerden als Mitglied eines Vereins, die Abweisung an der Hotelrezeption als Tourist auf Urlaubsreise – oder die Nichtzulassung zu einem Beruf.

Es ist korrekt, daß Staat und Gesellschaft von jedem Bürger möglichst viel Selbstverantwortung und Selbsthilfe erwarten, damit er der öffentlichen Hilfe nur so wenig wie eben nötig bedarf. Jedoch ist hier das *Verantwortungsbewußtsein der Öffentlichkeit* in größerem Maße gefragt. Würden Arbeitgeber nicht durch Gesetz verpflichtet werden, unter ihren Mitarbeitern einen bestimmten Prozentsatz von Behinderten zu beschäftigen, so würden viele Behinderte lebenslang arbeitslos sein oder zu Tätigkeiten gezwungen werden, die man vor Einführung der Sozialgesetzgebung für behindertengemäß hielt. Der soziale Rechtsstaat hat zwar aus der Zeit rassischer oder religiöser politischer Euthanasie gelernt, die soziale Euthanasie aber noch nicht genug unterbunden. Nicht Segregation und Isolation Behinderter, sondern deren Integration in die Gesellschaft und deren Solidarität mit ihnen sind geboten. Das muß früh beginnen – in Krippe und Kindergarten ebenso wie in der Schule und Jugendhilfe. Je früher nichtbehinderte Kinder das Zusammenleben mit Behinderten ganz selbstverständlich lernen, umso mehr wird den Behinderten auch geholfen, und umso weniger werden sie aus der Gesellschaft exkommuniziert. Freilich lehrt die Erfahrung, daß „gesunde" Kinder sich gegenüber Behinderten, „anormal" grausam verhalten können, weil sie deren Situation nicht zu verstehen gelernt haben. Spezielle Hilfen (z.B. für sinnesgeschädigte Kinder) sind unumgänglich, aber das Zusammenleben in schulischer „Normalität", also in der rechten sozialen Mischung, gehört auch dazu. Unverantwortlich ist, daß es heute immer noch Eltern gibt, die sich der Behinderung ihrer Kinder schämen und die Kinder möglichst wenig außerhalb der Familie in Erscheinung treten lassen. Selbst ärztliche oder sonderpädagogische Hilfe wird für solche Kinder oft erst in Anspruch genommen, wenn es unumgänglich, aber fast schon zu spät ist. Durch falsche soziale Scham können Behinderte, wenn sie vom regulären Umgang ferngehalten werden, buchstäblich gelinkt werden.

3. Behinderte Freizeit – Behinderte in der Freizeit

Das heutige Verhältnis der Gesellschaft zu ihren Behinderten läßt sich ebenso wie im Beruf und im Bildungssystem auch z.B. an der Freizeit verdeutlichen. Dieser wird inzwischen ein genau so gesellschaftlicher Rang zugeschrieben wie dem Beruf, und viele Zeitgenossen sehen in der Freizeit mehr als im Beruf eine Zone der Selbstverwirklichung. Ein Motiv für die Arbeit im Beruf ist die Erfüllung von Wünschen in der Freizeit. Trotz der Eigenwertigkeit, die die Freizeit längst im Werterleben unserer Gesellschaft errichtet hat, werden manche Verhaltensweisen des Berufslebens und der Erwerbstätigkeit auf die Freizeit übertragen: Diese wird mit *Leistungsnormen* besetzt, welchen Beinderte oft *nicht gewachsen* sind. Überhaupt

Freizeit auf Leistung statt auf Muße auszurichten, läßt den Sinn der Freizeit zur Perversion geraten: Joggen und Skatspielen, Urlaubsreisen und Wochenendausflug, Fernsehen und Feiern werden nicht selten zum Stress. Der Begriff „Freizeitstress" stammt gewiß nicht aus dem Wortschatz jener Sozialpolitiker, die seit über einem Jahrhundert für die Verkürzung der Arbeitszeit und die Verlängerung der Freizeit gekämpft haben. In Schule und Beruf sind viele Menschen am Montagmorgen nicht ausgeruht, sondern oft erschöpft; die Freizeit am Wochenende hat anscheinend mehr Kraft von ihnen gefordert als die Arbeit während der Woche. Der Sonntag scheint seinen Sinn verloren zu haben.

Leistungsdenken wäre in der Freizeit allenfalls zu rechtfertigen, wenn es z.B. im Sport um eine Art Kontrastprogramm zum Beruf ginge, um gesunde Belastung der Körperkraft, die in vielen Berufen während der Berufsarbeit zu wenig beansprucht wird. Aber das Freizeitverhalten ist komplexer: Die Freizeit wird mit Aktionismus und Perfektionismus so sehr besetzt, daß Behinderte im Leistungswettbewerb nicht mithalten können, es sei denn, sie rivalisieren nur mit ihresgleichen (wie z.B. im Behindertensport). Offensichtlich erwarten viele Mitmenschen, daß ihnen in der Freizeit Leistungen abverlangt werden, z.B. im Urlaub oder im Tourismus. Die Reiseziele rücken immer mehr in die Ferne, die Typen des Aktivurlaubs werden immer raffinierter. Von früh bis spät ist „action" an der Tagesordnung; zum Nachdenken gibt es keine Zeit, auch nicht zum Ausruhen und Erholen. Am Ende ist man so „geschafft", daß man sich vom Urlaub erholen muß, obgleich Erholung Sinn des Urlaubs war. Hektik und Oberflächlichkeit von Besichtigungen und Erlebnissen, auch auf fachlich gelenkten Studienreisen, würden wohl nicht praktiziert, wenn die Reiseveranstalter nicht wüßten, daß die Teilnehmer das wünschen. Zehn Minuten Kölner Dom, eine halbe Stunde Heidelberger Schloß, eine Stunde Zugspitze – und schon geht das Programm weiter.

Natürlich ist das nicht die ganze, sondern nur die halbe Realität der Freizeit. Aber bei ihr können Behinderte nicht mithalten, schon weil sie den *übersteigerten Gesundheitsnormen*, die hier gelten, nicht entsprechen können. Aktivitäts- und Gesundheitskult gehen im heutigen Freizeitgeschehen häufig konform. Wo Behinderte in dieser Freizeitwelt auftauchen, wirken sie anstößig, bisweilen unästhetisch, weil sie nicht so „gestylt" sind wie die „Normalen". Die Erfahrung lehrt, daß viele Zeitgenossen bei Freizeitkontakten zwar physische Mängel, die ja oft zur Behinderung gehören, polizistisch scharf registrieren, Mängel des Sozialverhaltens (auch ihres eigenen) nicht. Mangel an Rücksichtnahme, Hilfsbereitschaft und Verständnis werden nicht als Defizite identifiziert, auch nicht als Behinderung des Zusammenlebens, obgleich sie das sind, wirkliche Behinderungen von Kontakt und Partnerschaft. Ein zu negatives, einseitiges Bild von heutiger Freizeit? Die Kritik am „unsanften" Tourismus bestätigt unsere Feststellung. „Sanfter" Tourismus würde heute nicht so vehement angestrebt werden, wenn es nicht den „unsanften" geben würde. Das Attribut „sanft" meint, daß übertriebene Normen abgebaut werden

müssen: Als Reiseziel genügt das nahe Gebirge und nicht die Insel in der Karibik; die Route muß nicht achttausend Kilometer lang sein, sondern nur fünzig; lieber wandert man gemächlich, als sich immer wieder eines rasenden fahrenden Untersatzes zu bedienen; im Sport sucht man Spaß und Spiel statt Leistung und Konkurrenz; das Hotel muß nicht fünf Sterne tragen, es genügt auch eine solide Pension oder „bed and breakfast" bei Mrs. and Mr. Smith. „Sanft" meint natürlich auch Verzicht auf Stress und Lärm.[2]

Für Behinderte hat sich *„sanfter Tourismus"* darin zu beweisen, daß sie nicht durch Leistungsnormen der Freizeit behindert werden. Tatsache ist jedoch, daß Behinderte heute oft in ihrer Freizeit noch zusätzlich behindert werden, wenn sie die Freizeit nicht unter ihresgleichen oder verständnisvollen Freunden verbringen, sondern im gesellschaftlichen Kontext, in jenen Formen, die die Freizeitindustrie der Gesellschaft offeriert. Freizeit für Behinderte darf nicht behinderte Freizeit sein. Viele Behinderte haben – trotz Freizeit- und Tourismus-Pädagogik als Mittel zur Humanisierung – resigniert, Freizeit zusammen mit Nichtbehinderten zu verbringen, und geben sich mit einer typischen Behinderten-Freizeit zufrieden, in der die Behinderten ganz unter sich sind. Dies kann eine notwendige Form von Freizeit sein, aber der Behinderte muß auch Gelegenheit haben, Freizeit mit Nichtbehinderten zu verleben, und zwar nicht nur mit Angehörigen und Betreuern, sondern mit Menschen, so wie sie durch den Pluralismus der Gesellschaft bunt gewürfelt sind. Die Veranstalter organisierter Freizeit, vor allem im Tourismus, haben inzwischen Behinderte als neue Zielgruppe entdeckt, die finanziell nicht uninteressant ist, und werben für entsprechende Angebote. Das ist durchaus in Ordnung.[3] Denn weshalb soll es nicht Freizeitformen für Behinderte ebenso geben wie etwa für Senioren, für Kinder, für Kunstfreunde, für Sportler oder für Naturliebhaber? Aber hier kann wieder ein Absonderungseffekt aufkommen, und viele Behinderte möchten ihn meiden.

Die Behinderten möchten ihre *Normalität* dadurch *testen*, daß sie wie im Beruf, so auch in der Freizeit Tätigkeiten ausüben, die Nichtbehinderte praktizieren. Der Behinderten-Sport ist ein Beispiel hierfür. In ihm bedarf es bestimmter Vorkehrungen und Hilfeleistungen, die im Sport von Nichtbehinderten nicht erforderlich sind. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg ging ich als Student manchmal mit kriegsverwundeten behinderten Kommilitonen zum Schwimmen; unter ihnen waren Blinde und Amputierte, auch Mehrfachbehinderte; die einen halfen den anderen, und das Schwimmen machte Spaß; man war froh, daß man es noch konnte; Schwerstbehinderte konnten es nicht mehr. Ich erlebte die gleiche Situation nach dem Yom-Kipur-Krieg in Israel – am See Genesareth; die Verstümmelungen waren nur mit Erschütterung anzusehen, aber die Erschütterung durfte man nach außen nicht zeigen. Übrigens ist hier auf eine merkwürdige Klassifizierung von Behinderten aufmerksam zu machen: Die Behinderungen von Kriegsverwundeten akzeptiert unsere Gesellschaft lieber als die Behinderung deren, die als „normale" Be-

hinderte eingestuft werden. Jene haben die Gloriole von Kämpfern oder gar Helden, diese aber von Menschen, die von der Durchschnittsnorm abweichen. Auch die „Normalen" können „Helden" sein, „Helden des Alltags", die trotz aller Widerwärtigkeiten ihr Leben bejahen.

4. Schwäche als Stärke – Behinderte in einem leistungs- und freizeitorientierten Bildungssystem

Ähnlich wie die organisierte Freizeit richtet sich auch das moderne Bildungssystem weitgehend nach den Maßstäben von Leistung und Konsum statt nach den Prinzipien von *Muße und Sinnfindung*. Der Terminus „Schule" hat seinen semantisch-etymologischen Ursprung zwar im griechischen Wort „skolä" (= Muße), doch ist von diesem Ursprungssinn in der heutigen Schulwirklichkeit kaum noch etwas zu spüren. Man kann das bedauern, muß aber die Realität zur Kenntnis nehmen. Das muß auch der Behinderte tun, selbst wenn er in manchen Situation spürt, daß auf seinen Zustand nur wenig Rücksicht genommen wird. Das gilt zumindest dort, wo er nicht in einer speziellen Bildungseinrichtung für Behinderte, sondern in einer lernt, wo er mit Nichtbehinderten zusammen ist. Besondere Hilfen für Behinderte gibt es in bestimmten Teilen des heutigen Bildungssystems nur wenige. Das gilt leider auch für die Freizeitpädagogik. Etwa in den ortsbezogenen Jugendfreizeitstätten, früher meist als Häuser der offenen Tür bezeichnet, findet man deshalb nur wenige behinderte Jugendliche, weil für diese der Zugang erschwert ist, die Tür also gar nicht so offen ist, wie es der alte Name verheißt. – Einrichtungen des Freizeitsports sind schon eher für Behinderte benutzbar, und hier ist es mancherorts üblich geworden, daß Behinderten besondere Zeiten eingeräumt werden.

Gute Beispiele für behindertengerechte Freizeit, Erholung und Unterhaltung bieten seit den siebziger Jahren die *Jugendherbergen*, die seitdem neu erbaut worden sind; bereits bei der Konzeption des Baues ist darauf geachtet worden, daß sich Behinderte hier wohlfühlen können. Die Serviceeinrichtungen wirken in den neuen Jugendherbergen absichtlich unauffällig, weil hier das Zusammenleben Behinderter mit Nichtbehinderten regulär sein soll. Das schließt nicht aus, daß die eine oder andere Jugendherberge für bestimmte Wochen ausschließlich oder vorwiegend Gruppen von Behinderten zur Verfügung gestellt wird. Das Zusammenwirken von freizeit- und sozialpädagogischen Initiativen ist für Jugendherbergspädagogik charakteristisch.[4] Ähnliches gilt seit langem für die Freizeitpädagogik der Pfadfinder-Organisationen: Auch junge Behinderte sollen – wie die nichtbehinderten Pfadfinder – die Erlebniswelt von Natur und Landschaft, Zeltlager und Fahrt auskosten. Das gelingt durch kameradschaftliche Hilfe, die so selbstverständlich ist, daß sie nicht den Anruch von Mitleid und Fürsorge bekommen kann.

Die durch Behinderung bedingte Schwäche soll auch im Bildungswesen nicht geleugnet werden, aber hier zeigt sich ein wichtiges pädagogisches Paradox:

Der Behinderte erfährt, wenn es um die Entfaltung seiner Fähigkeiten und die Findung einer angemessenen Lebensform geht, nicht nur seine *Schwäche*, sondern auch seine *Stärke*; er erfährt, daß die Schwäche oder der Verlust einer Fähigkeit (z.B. Sehen, Hören, Gehen usw.) andere Fähigkeiten so sehr aktiviert, daß sie bei Behinderten anormal stark wirksam sind. Wo z.B. die Sehkraft fehlt, sind andere Sinnesorgane wie Gehör- und Tastsinn extrem sensibel entwickelt. Oder: Wer durch Querschnittslähmung gehunfähig ist, bildet u.U. eine anormal geschickte Handfertigkeit aus, die ihn in bestimmten Berufen zum Meister werden läßt. Schwäche produziert Stärke; – es bleibt also nicht immer bei der Schwäche. Heute etwa nicht fernsehen zu können, weil die Sehfähigkeit fehlt, das scheint ein gewaltiger Informationsverlust zu sein; aber die Erfahrung lehrt, daß der Sehbehinderte gerade wegen seiner Schwäche eine extrem starke Merkfähigkeit trainiert, die die Mitmenschen zu der Feststellung bringt: Er hat ein Gedächtnis wie ein Computer. Der Verlust visuellen Erkennens kann zur Folge haben, daß man nicht durch die Flut optischer Eindrücke vom Wesentlichen abgelenkt, sondern auf das gedanklich Wichtige konzentriert wird.

Es ist Sache des pädagogischen Takts, die aus Schwäche entstandenen *Stärken* zu *fördern*, statt dem Behinderten seine Defizite immer wieder ins Bewußtsein zu rufen. Alles, was Behinderung im mitmenschlichen Zusammenleben auffällig macht, sollte vermieden werden. Behinderte schämen sich ihrer Schwäche nicht, aber sie wollen sie nicht peinlich publik machen. Wo Behinderung durch Hilfe kompensiert werden muß, sollte dies so unauffällig wie möglich geschehen. Hilfe – auch pädagogische – darf nicht als Geschenk gelten, sondern ist durch den *Anspruch* auf gerechte Chancen motiviert. In Bildung, Beruf und Freizeit sind Behinderte oft durch geringere Chancen benachteiligt. Dies kann man nicht als unabänderliches „Schicksal" akzeptieren, denn die Benachteiligung kann wenigstens teilweise durch besondere Hilfen überwunden, die Chance zum Leben dadurch verbessert werden.

Anmerkungen

1 Siehe hierzu Pöggeler, Franz; „Unvollständige" Familien. Jugendwohl 72 (1991), H. 11, S. 494–504.

2 Zur Unterscheidung zwischen sanftem und hartem Reisen siehe Angenendt, Hans: Reisen mit Handicap – Kollisionen mit beruflichen und sozialen Barrieren. Selbsthilfe – Zeitschrift der Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte (1990), H. 5–6, S. 7.

3 Siehe hierzu: Reisen mit handicap – Kollisionen mit baulichen und sozialen Barrieren. Selbsthilfe (1990), H. 5–6.

4 Siehe hierzu Pöggeler, Franz (Hrsg.): Jugendtourismus zwischen Erziehung und Kommerz. Detmold 1985, S. 7–22.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr.Dr.h.c. Franz Pöggeler, Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik, Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen, Ahornstr. 55, 5100 Aachen